

Wort zum Monat Januar 2009

Gott hat Charakter.

Daran halten Judentum und Christentum durch die Jahrtausende hindurch fest.

Die alten griechischen Philosophen waren ja nicht dumm: Dass der Glaube an den einen Gott der Vielgötterei der griechischen Mythologie haushoch überlegen war, davon waren viele von ihnen überzeugt. Dieser eine Gott der antiken Philosophie war der Inbegriff des Guten, Wahren und Schönen – und damit gleichzeitig seltsam abstrakt, steril und weit entfernt.

Mit dem Gott, wie ihn die jüdisch-christliche Tradition bezeugt, kann man hingegen was erleben. Mit ihm zu tun zu kriegen ist überwältigend. Er hat ein ganz charakteristisches persönliches Profil. Blaise Pascal, der große Mathematiker und Philosoph des 17. Jahrhunderts, hat eine solche Erfahrung gemacht. Sie war ihm so wichtig, dass er sie auf einen Zettel notiert und diesen dann in seine Jacke eingenäht hat.

Bei all dem bleibt Gott natürlich auch für Juden und Christen Quelle und Inbegriff des Guten, Wahren und Schönen. Aber er ist mehr als das. Er ist auf Interaktion aus – manchmal auch auf Konfrontation. Die Menschen, die Jesus in seine Nachfolge gerufen hat, haben das am eigenen Leib zu spüren bekommen.

Ich wünsche uns:

1. Offenheit für die ganz persönliche, überwältigende Begegnung mit Gott,
2. wenn und solange diese Erfahrung ausbleibt: geduldiges Ausharren in der Orientierung an Jesus von Nazaret,
3. ein gesegnetes Jahr 2009 – in der Zuversicht, dass das Beste noch kommt!

Ihr

Bruder Gereon Perse, Prior des ÖGuG

Wort zum Monat Februar 2009

Liebe Besucher(innen) unserer Website,

manchmal wünsche ich mir, alles bräche in sich zusammen. Dieses ganze verkrustete Kirchensystem. Diese schwerfällige, aufgeblähte, überregulierte Organisation mit ihren ständigen formalistischen Anweisungen von oben, die an der Basis kaum jemanden interessieren und darum mit immer stärkerem Nachdruck immer und immer wieder aufs Neue verlautbart werden. Diese seltsam enge Verflechtung von Kirche und Staat – mit Kirchensteuer, Sonderrechten und all dem.

Ich weiß, dass es vielen so geht. Besonders stark in der römisch-katholischen Kirche, aber mit einigen Abstrichen auch in der großen evangelischen Kirche (in den kleinen Kirchen eher weniger).

Und ich weiß natürlich auch, dass es Quatsch ist – immer wieder führe ich die auf der Hand liegenden Gegenargumente an, sei es im Vieraugengespräch oder auch als Referent in der Erwachsenenbildung. Ich weiß: Die jetzige Situation hat ihre Vorteile: Das fängt bei den kirchlichen Kindergärten, Beratungsstellen und sozialen Einrichtungen an, geht über ordentlich gebaute Kirchen mit qualifiziertem Personal und endet noch längst nicht damit, dass die Kirchen durch ihre Pauschalverträge mit GEMA und Consorten viel an Musik ermöglichen, was wir sonst teuer bezahlen müssten. Überhaupt: Vermutlich wäre Christsein ohne Kirchensteuer wesentlich teurer als mit (die Freikirchen bestätigen es uns). Dass ich selbst auch beruflich in hohem Maße von der Kirche, der Kirchensteuer und der ganzen kirchlichen Infrastruktur in hohem Maße abhängig bin, sei nur am Rande erwähnt (denn das ist ja kaum Ihr Problem).

Aber dennoch: Die Sehnsucht bleibt. Nach Zuständen, die wir nicht selten mit den – freilich idealisierten – Zuständen in der „Urkirche“ in Verbindung bringen.

Was also ist zu tun?

Mir kommen spontan folgende Ideen:

- Nicht auf den Zusammenbruch warten. Und erst recht nicht auf ihn hinarbeiten. Aber wenn dann mal was zusammenbricht, darin auch die Chance sehen (gilt übrigens auch für den Schritt von der Volkskirche hin zur Diasporakirche, den wir gerade vielerorts erleben).

- Von den „jungen“ Kirchen in anderen Kontinenten lernen. Informationsmöglichkeiten gibt es reichlich.

- Einfach das tun, was Sie gerne nach dem „großen Zusammenbruch“ täten: Versammeln Sie sich wie die ersten Christen mit Gleichgesinnten zum Gottesdienst in den Wohnhäusern (es muss ja nicht gerade anstelle des Sonntagsgottesdienstes sein)! Gottesdienstformen, zu denen Sie keinen Pastor/keine Pastorin brauchen, gibt es genug (aber vielleicht sind die nach einer gewissen Zeit ja auch mal ganz froh, wenn sie eingeladen werden). Oder ergreifen Sie die Initiative für ein soziales Projekt in Ihrem Stadtteil.

Ja, ich bin auch häufig frustriert. Aber glauben Sie mir: Den Heiligen Geist gibt ´s noch! Er wohnt in Ihnen und er wohnt in mir. Und an vielen Orten, an denen wir es nicht vermuten.

Mit den besten Wünschen

Ihr

Bruder Gereon Perse, Prior des ÖGuG

Wort zum Monat März 2009

Liebe Leserin, lieber Leser,

möchten Sie gerne von Gott erzogen werden?

Mir selbst ist diese Begrifflichkeit zunächst einmal ungemütlich: Die antiautoritäre Kritik der

späten 60er- und frühen 70er-Jahre hat zumindest bewirkt, dass der Begriff „Erziehung“ nicht mehr nur positiv besetzt ist. Nicht von ungefähr konnte er auch zur Bezeichnung für bestimmte Praktiken im sadomasochistischen Bereich werden. Und wenn ich manche(n) Erwachsene(n) sagen höre, dass man dieses oder jenes Kind „mal so richtig erziehen“ müsse, so höre ich da weniger die Sorge um die weitere Persönlichkeitsentwicklung des Kindes heraus als vielmehr die Lust, aus einer moralisch überlegenen Position durch sanfte Demütigung Vergeltung für ungebührliches Verhalten üben zu dürfen.

In der Tradition der Ostkirche wird der Umgang Gottes mit unserer noch unvollendeten Welt als „paideia“ bezeichnet – das heißt: als Erziehung. Daher noch einmal die Frage: Möchten wir von Gott erzogen werden?

Viel hängt davon ab, welche Vorstellung wir von Erziehung haben:

Wem immer noch Züchtigung als geeignetes Mittel der Erziehung gilt (vgl. Spr 3,12), der wird wohl auch von Gott „Zuckerbrot und Peitsche“ erwarten (und in Schicksalsschlägen dann womöglich die Peitschenhiebe sehen).

Wer es immer noch für ein notwendiges Erziehungsziel hält, bei Kindern „den Eigenwillen zu brechen“, dem wird auch im religiösen Leben der eigene Wille suspekt sein.

Wem aber einmal aufgegangen ist, dass Erziehung den Sinn hat, das je Eigene einer Person zur Entfaltung kommen zu lassen, der sollte von Gottes Erziehung nicht geringer denken und nichts Geringeres erwarten.

Ich traue Gott zu, dass er für unsere Welt und auch für mich persönlich der bestmögliche Erzieher ist – und dass sein Motiv genau das ist, was wir im Christentum als sein Wesen schlechthin benennen: nichts Geringeres nämlich als lautere Liebe.

Für die Fastenzeit 2009 wünsche ich uns den Blick auf Gott als ebendiesen liebevollen Erzieher!

Ihr

Bruder Gereon Perse, Prior des ÖGuG

Wort zum Monat April 2009

Ehre, wem Ehre gebührt

Im Christentum herrscht ein großer Personenkult.

Damit meine ich nicht den mancherorts großen Enthusiasmus, wenn der Papst auftritt. Auch nicht die im Katholizismus manchmal überbordende Heiligenverehrung. Hier weist die römisch-katholische Kirche sehr zu Recht darauf hin, dass niemand den Blick auf Gott verstellen darf.

Nein, der Personenkult, auf den ich mich beziehe, ist der Kult um Jesus Christus. Aus christlicher Sicht ist der nicht nur legitim, sondern geradezu grundlegend für das Christentum – und zwar allem Anschein nach von Anfang an.

Ob Jesus das gut findet?

Im Markusevangelium scheint es ihm zumindest etwas unangenehm zu sein, dass da jemand vor ihm auf die Knie fällt und ihn „guter Meister“ nennt (Mk 10,17), denn er antwortet: „Warum nennst du mich gut? Niemand ist gut außer Gott, dem Einen“ (Mk 10,18). Jesus denkt sich wohl auch: Niemand darf den Blick auf Gott verstellen.

Wir Christen, die wir von nach Ostern auf Jesu Leben zurückblicken, haben diese Sorge für gewöhnlich nicht. Im Gegenteil: Wir sehen in Jesus niemanden, der den Blick auf Gott verstellt, sondern den, der uns den Blick auf Gott geradezu eröffnet. Paulus zitiert in einem urchristlichen Satz, dass Jesus der Herr ist – und zwar „zur Ehre Gottes des Vaters“ (Phil 2,11). Diese Ehre gebührt Jesus nicht, weil er aus sich heraus so lieb, so schön oder so lustig ist, sondern wegen seiner ganz spezifischen Aufgabe im Weltgeschehen: die auseinandergelaufene Schöpfung für Gott den Vater einzusammeln und sich ihm dann (mitsamt der eingesammelten Schöpfung) zu unterwerfen (1 Kor 15,23-29).

„Ehre sei dem Vater durch den Sohn im Heiligen Geist“, haben die Christen in den ersten Jahrhunderten deshalb gebetet.

Die österlichen Tage im April laden uns wieder ein, diese Zusammenhänge aufs Neue in den Blick zu nehmen. Dazu ein offenes Herz und einen geschärften Sinn wünscht Ihnen

Ihr

Bruder Gereon Perse, Prior des ÖGuG

Wort zum Monat Mai 2009

Anfang dieses Frühlings traf ich beim Spaziergehen Hubert, der gerade die Sträucher in seinem Garten zurückschnitt.

Aus manchen Schnittstellen tropfte unaufhörlich der Pflanzensaft – ich hätte es nicht für möglich gehalten, dass der Saftdruck dort noch so stark ist; aber es war eindeutig so.

Mit so einer Pflanze, die in vollem Saft steht, vergleicht die Bibel den Menschen, der mit Gott verbunden ist (siehe Ps 1,3; Jer 17,8; Joh 15,1–8). So kann er Frucht bringen. Wenn er sich hingegen von Gott trennt, geht es ihm wie dem abgeschnittenen Zweig: Er bringt keine Frucht, sondern verdorrt.

Was aber soll ein Zweig machen, der sich wirklich bemüht, an der Pflanze zu bleiben, aber merkt: „Es kommt kaum Saft bei mir an – irgendwo muss ein Knick sein, vielleicht auch eine Blattlausinvasion; ich bringe ja kaum noch Früchte hervor“?

Die Antwort ist einfach: dranbleiben! – Der Baum selbst wird, wenn er es für gut hält, sich etwas einfallen lassen, um die Knickstelle zu stabilisieren oder die Ameisen zu vertreiben. Vielleicht holt er ja auch den Gärtner (vgl. Joh 15,2).

Wenn ich mit Gott verbunden bin, aber weder ihn noch seine Kraft noch irgendeine Frucht spüre, gilt eben dieses: dranbleiben! Dann kann Gott, wenn er es für gut hält, an mir arbeiten. Das ist seine

Aufgabe. Und es heißt, er tue sie gern!

Einen guten Mai wünscht Ihnen

Ihr

Bruder Gereon Perse, Prior des ÖGuG

Wort zum Monat Juni 2009

„Ein Mensch, dem nicht an jedem Tag eine Stunde gehört, ist kein Mensch.“

(Rabbi Mosche Löb von Sasow in Martin Bubers „Erzählungen der Chassidim“, Manesse-Verlag Zürich 1949)

Wort zum Monat August 2009

„Wer mich auf der Straße sieht, der flieht vor mir.“

Ein Mensch hat einen schweren Schicksalsschlag erlitten. Alle in seiner Umgebung wissen davon. Jetzt macht er die Erfahrung: „Wer mich auf der Straße sieht, der flieht vor mir.“

Dieser Ausspruch findet sich in einem biblischen Psalm (Ps 31,12); aber die Erfahrung können wir noch heute machen.

Hauptsächlich kenne ich sie aus der Perspektive dessen, der sich überlegt, ob er fliehen soll:

Da sehe ich z. B. beim Spaziergehen eine Frau auf mich zukommen, von der ich weiß: Vor wenigen Tagen hat ihr Mann sie wie aus heiterem Himmel verlassen. – Wie soll ich dieser Frau begegnen?

Oder ein Mann, bei dem gerade ein Hirntumor festgestellt wurde. – Was soll ich zu ihm sagen?

Oder ein entfernter Nachbar, dessen Tochter gerade ein mehrfach behindertes Kind zur Welt gebracht hat. – Kann/darf/muss ich ihm jetzt „ganz normal“ gratulieren?

Die Neigung ist groß, dass ich mich durch die Flucht in eine Seitenstraße rette, mich der Begegnungssituation entziehe.

Aber gut ist das nicht: Auf diese Weise erlebt die Person, der es gerade schlecht geht, dass ihr zusätzlich auch noch alle möglichen Bekannten aus dem Weg gehen. Und das ist ein Scheißgefühl.

Also, meine herzliche Bitte und Ermutigung: Gehen Sie rein in die Begegnung. Trauen Sie sich, auch wenn Ihnen die Worte fehlen. Der oder die andere ist ja nicht doof; er/sie weiß auch, dass Sie jetzt wahrscheinlich ziemlich unsicher und befangen sind. – Ich habe die Erfahrung gemacht, dass es besser ist als wegzulaufen und dass die Resonanz meist überraschen positiv ist. Haben Sie keine Angst, etwas falsch zu machen! Vielleicht hilft es ja auch, den Stier bei den Hörnern zu packen und

etwa zu sagen: „Ich habe von Ihrer schlimmen Situation gehört. Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll.“

Und zum Schluss noch eine Bitte an die andere Person, die mit dem Schicksalsschlag: Wahrscheinlich wissen Sie, wie den anderen, die ihnen in dieser Situation begegnen, zumute ist. Seien Sie gnädig mit Ihnen. Und wenn doch mal jemand vor Ihnen flieht – nehmen Sie es ihm nicht übel.

Freundlich grüßt Sie aus Köln

Ihr

Bruder Gereon Perse, Prior des ÖGuG

Wort zum Monat September 2009

„**Allein. Wir sind allein**“ – so singt Reinhard Mey in einem inzwischen auch schon nicht mehr ganz neuen Lied. Er erzählt von verschiedenen Lebenssituationen, um dann jeweils zu resümieren: „Wir mögen nach so sehr geliebt, von Zuneigung umgeben sein: Die Kreuzwege des Lebens gehn wir immer ganz allein.“

Ich habe mich immer dagegen gewehrt, dass es tatsächlich so ist. Und falls doch, dass es unabänderlich so sein muss.

Wenn es wirklich drauf ankommt, erwarte ich von meinen besten Freundinnen und Freunden, dass sie um meine Lage wissen und sie mit mir (in Gedanken) teilen.

Doch wenn ich mir angucke, wie nah ich selbst am Leben meiner Freunde dran bin, muss ich eingestehen: Manchmal weiß ich doch nur sehr ungenau, an welcher schweren Krankheit ein Freund noch gleich leidet. Oder stelle fest, dass ja heute der wichtige Prüfungstag bei einer Freundin war, ohne dass ich daran gedacht habe. Da lässt sich noch so einiges verbessern ...

Reinhard Mey kommt auch auf den Anfang und das Ende des Lebens zu sprechen (oder besser: zu singen): „Wir kommen und wir gehen ganz allein ... Wie sehr wir uns auch aneinander klammern: Uns bleibt nur die gleiche leere Bank auf einem kalten leeren Flur.“ – Und in der Tat: Auch wenn mir die Metapher von der „leeren Bank“ nicht zusagt: Sterben muss jede(r) für sich allein. Selbst wenn ein Liebespaar es schaffen sollte, wirklich Hand in Hand zu sterben: Dem Tod stehen beide als Einzelne gegenüber.

Älterwerden ist für viele wie eine Einübung in den Tod: Immer häufiger heißt es Abschiednehmen von Menschen, Gewohnheiten, Fähigkeiten. Es ist ein bisschen wie in einer Sanduhr: Das Glas verjüngt sich immer mehr, bis schließlich zu der Enge, durch die das Sandkorn ganz allein durchmuss. Die Bibel kennt die Bildworte vom Nadelöhr, von der engen Tür und vom Geburtskanal.

Als gläubiger Christ erwarte ich nach meiner Begegnung/Konfrontation allein mit dem Tod die Begegnung/Konfrontation allein mit Gott. Und in ihm schließlich die Fülle der Gemeinschaft – das ewige Leben.

Darum ist es mir wichtig, beides zu üben, ja, regelrecht zu trainieren: Freundsein auf der einen Seite, Alleinsein auf der andern.

Herzlich grüße ich Sie als

Ihr

Bruder Gereon

Wort zum Monat Oktober 2009

Liebe Leserin, lieber Leser,

ich muss zugeben, dass ich bei der Nächstenliebe manchmal ein bisschen schummle. Dann schaue ich mich bei uns in der Innenstadt um, welcher süßen Rucksacktouristin ich denn jetzt beim Lesen des Stadtplans helfen kann. Oder ich schreibe ohne Anlass einen spontanen Brief an einen guten Freund, von dem ich weiß, dass er mit großen Dankesbezeugungen reagieren und mich ob meiner zuverlässigen Freundschaft rühmen wird. Oder ich mache einen Hausbesuch bei einer älteren Frau (Typ „Ersatzoma“), wo ich mir sicher sein kann, mit tausend Freundlichkeiten und obendrein einem reichlichen Angebot an Lebensmitteln überschüttet zu werden.

In solchen Fällen – so vermute ich – gehöre ich zu den Menschen, von denen Jesus sagt: „Sie haben Ihren Lohn bereits erhalten“, sprich: Wenn ich am Ende meines Lebens vor Gott stehe, wird er diese Taten wohl kaum als besonders heroisches Verhalten würdigen. Verständlich.

Dennoch halte ich es für gut, immer wieder solche Dinge zu tun. Aus zwei Gründen:

1. Ich glaube, dass jegliche Art von Liebe der Welt zugutekommt – auch die, die uns nicht schwerfällt, die einvernehmliche, die auf Gegenseitigkeit beruhende, die erotisch motivierte.
2. So bleibe ich im Training, um Nächstenliebe auch dann zu üben, wenn sie Überwindung kostet: wenn mich ein Unsympath nach dem Weg fragt; wenn ich weiß, dass einem bestimmten Menschen, mit dem ich nicht befreundet bin, ein spontaner Brief guttäte; bei Hausbesuchen, die mir nicht leichtfallen.

So will ich es gern weiter halten – immer in der Hoffnung, den „wirklich Nächsten“, wenn es drauf ankommt, nicht zu übersehen.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr

Bruder Gereon

Wort zum Monat November 2009

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

viele von Ihnen kennen wahrscheinlich den folgenden uralten Witz:

Fritzchen wird am Sonntagmorgen von der Mutter mit zwei Groschen in den Gottesdienst geschickt – einen soll er in die Kollekte tun, für den andern darf er sich auf dem Heimweg ein Eis kaufen. Auf dem Weg zur Kirche gerät Fritzchen ins Stolpern; eine der beiden Münzen fällt ihm aus der Hand und rollt in den nächsten Gully. Fritzchen erhebt seine Augen zum Himmel und sagt: „Das tut mir wirklich leid, lieber Gott, dass ausgerechnet dein Groschen in den Gully gefallen ist!“

Warum ich diesen uralten Witz hier erwähne? – Weil es mir manchmal ähnlich geht wie Fritzchen:

Mein Tag hat 24 Stunden. Wie der vieler anderer Menschen auch. Nicht wenige haben es sich zur guten Gewohnheit (oder zumindest zum guten Vorsatz) gemacht, einen Teil dieses Tages ausdrücklich für die Stille vor Gott zu reservieren – seien es 10 Minuten, eine halbe oder eine ganze Stunde. So ist es auch bei mir.

Und nun geschieht nicht selten Folgendes: Ein unerwarteter Anrufer hält mich lange Zeit auf. Oder irgendetwas im Haushalt geht kaputt und muss repariert werden (oder zumindest zusammengefeigt). Oder es kommt sonst irgendetwas Außerplanmäßiges dazwischen. Und – seltsamerweise: Obwohl mein Tag 24 Stunden hat, ist es ausgerechnet die Zeit vor Gott, die leider wieder einmal ausfallen muss. Halt so ähnlich wie bei Fritzchen.

Welche Strategien gibt es dagegen?

Möglichkeit 1: Einfach mal eine Liste machen mit täglichen Verrichtungen, die ähnlich lang dauern wie die für Gott reservierte Zeit (das Telefonat mit der besten Freundin, die tägliche Folge der Lieblingsfernsehserie, der Nachmittagskaffee, ...). Und sich dann fragen, ob nicht vielleicht mal eines dieser Dinge entfallen könnte (den Kaffee kann man ja vielleicht ausnahmsweise mal mit in die Gebetsecke nehmen).

Möglichkeit 2: Wer es sich leisten kann, die Zeit vor Gott direkt morgens an den Tagesanfang zu legen, ist meist gut beraten, dies auch zu tun. Da kann am wenigsten dazwischenkommen.

Möglichkeit 3: Wenn es dann doch wieder einmal passiert ist, dass nur der Wegfall meiner Gebetszeit noch meinen Tag retten kann: diese Zeit zumindest nicht ersatzlos streichen, sondern an den gewohnten Ort gehen, still werden und Gott in wenigen Worten sagen, warum ich mir heute die gewohnte Zeit für ihn nicht nehmen kann und dass ich ihn trotzdem lieb habe (so ähnlich, wie ich das bei einem guten Freund ja auch machen würde).

Einen guten November wünscht Ihnen

Ihr

Bruder Gereon